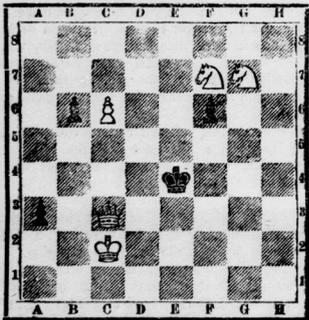


Wisse, deren Berühren angenehm ist, zerstören das reine Vergnügen des Mannes an dem weiblichen Körper. So entwickelt allmählich der Mann den mächtigen Sinn der Frau an sich und erhebt ihn durch ein künstliches Arrangement von Seide, Spitzen und Kosparbeiten. Diese „Kleidertracht“ entwickelt schließlich die Eitelkeit der Frau, entfernt sie vom Mann und bringt sie zum Bankier.

Man betrachte doch einmal, schreibt Marinetti, die Damen, die an einem Nachmittage die Straße Vittorio Veneto in Rom passieren. Es sind hunderte, und doch sind es nur Kopien von zwei oder drei in Paris geschaffenen Modellen. Zum Schluß empfiehlt Marinetti als einziges Hilfsmittel, daß die schöne Frau den aberreifen oder häßlichen Kleiderluxus lassen soll und ihre eigene Toilette erfinden, sie selbst schneiden und aus sich selbst etwas absolut Originelles, gewissermaßen ein eigenes Gesicht machen soll. Auch muß jede Frau lernen gut zu gehen, gut zu sitzen und gut sich hinzulegen. Fast sämtliche Frauen haben Gymnastik und Sport nötig. „Wir sprechen nicht im Namen der Pflaster oder der Moral, sondern im Namen der Rasse, die starke Männer und fruchtbare Frauen braucht.“

Schach.

Aufgabe Nr. 278.
S. 204ka. (524)



Weiß: Kc2 Dc3 Sf7 g7 Bc6.
Schwarz: Kc4 Ba3 b6.
Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Hinter den Kulissen der Unendlichkeit.

Schachplauderei von Max Weiß.

Wie oft habe ich, wenn ich Schachfreunden meine mehr denn viertausend Aufgaben zählende Miniaturensammlung zeigte, den zweifelnden Ausdruck hören müssen: „Ja ist es denn jetzt, nach dieser enormen Ueberproduktion überhaupt noch möglich, weitere Miniaturen mit neuen, selbständigen Ideen zu komponieren? Ist bei dem beschränkten Umfang von insgesamt höchstens sieben Steinen der Preis der konstruierbaren Schachsituationen nicht von vornherein ein überaus kleiner? Wird nicht über kurz oder lang der Fall eintreten, daß jede neu-geschaffene Miniatur mit Naturnotwendigkeit einen Vorläufer hat? Mit einem Worte: Ist die an sich so hübsche Miniatur nicht bereits gänzlich erschöpft, oder wenigstens sehr nahe daran?“

Man kann dagegen einwenden, was man will, die meisten Meiden den obigen Fragen gegenüber äußerst skeptisch. Selbst ein erfahrener Komponist, den ich um seine diesbezügliche Meinung erwiderte, schrieb mir: „Mehr als höchstens zehntausend wirklich origineller Miniaturen halte er für unentbar.“

Gegenüber solchen Anschauungen hat der Gegner, der die Liebe vertritt, daß noch eine sehr, sehr hohe Anzahl möglicher Miniaturen in der Schöpfung ruhen, die erweckt zu werden, einzig auf gewisse Schachpoeten bezogen, nur eine Waise: die Kombinationsrechnung, welche den Nachweis bringt, daß es bereits beim Sech- und Siebensteiner riesige Mengen möglicher Stellungen gibt. Wir wollen nun im folgenden einen ganz kurzen Blick in den Guckkasten der trockenen Zahl tun. Er wird überraschende Einblicke gewähren.

Betrachten wir zunächst die Fißern der möglichen Steinverbindungen ohne Rücksicht auf die millionenfachen Stellungen, die jede einzelne Verbindung auf dem Brett einnehmen kann. Bereits bei dem Viersteiner gibt es 53 verschiedene Steinverbindungen, wobei natürlich jedesmal der weiße und der schwarze König dabei sind. Beim Fünfstener begnügt sie sich bereits auf 194, beim Sechsteiner auf 546 und beim Siebensteiner gar auf 1264; bei sämtlichen Miniaturen somit auf 2047.

Nehmen wir nun an, was übrigens viel zu niedrig gegriffen ist (denn ohne daß die Komponisten auf Kommando gearbeitet hätten, gibt es bereits heute von einzelnen Steinverbindungen, z. B. K, D, L, S, 2 B—K, weit über dreißig Aufgaben), daß sich durchschnittlich mit jeder Steinverbindung nur zwanzig Probleme aufbauen lassen, so würde die Zahl aller möglichen Miniaturen weit über 4000 sein. Bei gleicher Schaffensfreudigkeit wie heute würden und die Schachspieler noch auf viele Jahrgänge hinaus mit neuen Situationsen erfreuen können.

Daß aber in Wirklichkeit wenigstens die „beliebtesten Steinverbindungen“ eine ungleich höhere Zahl von Kompositionen zulassen, das läßt sich praktisch sehr leicht beweisen, indem man ein Problemturnier aufschreibt, in dem das Steintmaterial genau vorgezeichnet ist (z. B. K, D, T. B.—K, 2 B). Wenn man nur die Preise genügend hoch setzt, so wird man erlauben, welche große Menge unter sich in der Zee verschiedener Miniaturen einlaufen wird. Die Variation der Steine auf dem Brett ist für jede Steinverbindung zwar eine andere, in jedem Falle jedoch eine überraschend hohe.

Schon beim Viersteiner beträgt diese durchschnittlich 750000 Möglichkeiten

• Fünfstener	12500000
• Sechsteiner	224900000
• Siebensteiner	260100000

Das ergibt aber für sämtliche Steinverbindungen:

• beim Viersteiner etwa 400 Millionen verschiedene Stellungen,	
• Fünfstener	29585
• Sechsteiner	1127954
• Siebensteiner	32718114

Oder anders ausgedrückt beim Viersteiner 1/2 Milliarde, beim Fünfstener etwa 30 Milliarden, beim Sechsteiner rund 1100 Milliarden (bzw. 1 Billion!) und beim Siebensteiner 33000 Milliarden (bzw. 33 Billionen!) — Es beträgt Summa summarum die Zahl aller Steinverbindungen aller Miniaturen in Bezug auf alle möglichen Stellungen = 341305 Milliarden = 34,1 Billionen. Ausdrücklich sei betont, daß diese auf mathematischem Kalkül beruhenden Schätzungen, sofern abschließlich möglichst reduziert worden sind, also: wenn man die Zahl der Stellungen jeder einzelnen Steinverbindung einzeln berechnen würde, werden sicher eine weit höhere Zahl herauskommen. Trotzdem wollen wir diese 34,1 Billionen zur Basis unserer nachfolgenden Schlussbetrachtung machen, gegen die kaum ein berechtigter Einwand erhoben werden dürfte.

Es ist doch wohl sicherlich keine zu Kühne Vermutung, wenn wir annehmen, daß etwa unter hundert Millionen oben genannter Miniaturstellungen eine ist, welche als Problem bzw. als Endspiel angesehen werden darf. (Wenn aber dies der Fall ist, so ist die Zahl aller möglichen Miniaturen = 34130,5 x 10 also 341305, nach unten abgerundet mit hin 300 000. Ja wir lassen mit uns handeln und begnügen uns wiederum mit dem dritten Teil dieser Zahl.)

Wir wollen als Ergebnis dieser kleinen Untersuchung also die sehr glaubwürdige Hypothese aufstellen:

Daß es möglich ist, weit über 100 000, unter sich durchaus selbständige Miniaturen zu komponieren. Wir brauchen mit hin auf Menschenalter hinaus nicht befürchten, daß der Quell der so beliebten Miniaturen in seinem gewohnten Umfang versiegen könnte.

Wenn nun aber schon das Gebiet der an sich so beschränkten Miniature ein so ungeheuer weites ist, darf man ruhig behaupten, daß das der übrigen Aufgaben praktisch genügend für unendlich gelten darf.

Käselecke.

Städte-Silbenrätsel.

ams, burg, ca, cel, el, dam, de, den, dm, em, es, furt, go, ie, lon, mag, ni, ter, um, za.

Aus vorstehenden Silben sind zehn Städtenamen zu bilden und zwar: 1. Deutsche Stadt, 2. englische Stadt, 3. österreichische Stadt, 4. deutsche Stadt, 5. deutsche Stadt, 6. französische Stadt, 7. österreichische Stadt, 8. deutsche Stadt, 9. deutsche Stadt, 10. holländische Stadt.

Die Anfangsbuchstaben ergeben dann den Namen eines französischen Staatsmannes.

Ankündigung des Käselecker.

Dreißt dich ein Weid, so magst du still dich grämen,
Vor andern aber schnellst und woll's begraben,
Die Welt ist gar zu gut, sie will annehmen
Sich - aber orn, die sie nicht nötig haben.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 168 Sonntag, den 1. August 1920

Meerkat.

Roman von Gebor von Sobellik

Nachdruck verboten.

Antia beschäftigte sich in den letzten Tagen damit, den großen Somalstraß unter Wienterts und Hoppenstedts Beihilfe zum Fahren zu beschleunigen. Die langbeinigen Injassen der Frau auf den Bergen waren durch die beiden tödlichen Schüsse nicht sonderlich in ihrem Lebenswandel gestört worden. Zwei Semester hinterließ die ersten Ehe geizt: eine jede in großer Korrektheit insgeheim Stück, und zwar die, schöne gelblich-weiße und hell marmorierte, die ihnen schlemmigt weggenommen werden, um in die Brunnmaschine zu kommen. Dem großen Somal, der sich in Afrika's Steppen nach Straußenmanier selbst verschiedenfach mit der Behrührung beschäftigt hatte, schien das Verschwinden der Duale übrigens ziemlich gleichgültig zu sein. Es machte sogar den Eindruck, als finde er an den Fahrversuchen größeres Spaß. Er war sehr gelegentlich, ließ sich willig an den kleinen Dogcart schritzen, den Antia sich zu diesem Zweck hatte kommen lassen, und achtete sogar schon auf die Hilfen: auf die leichten Stoßschläge, die ihn zu Wendungen nach rechts und links veranlassen sollten.

Jallensien hatte fast den ganzen Tag bei seinen Pferden zu tun, so daß Antia ihn nur selten sah und höchstens ein flüchtiges Grasmot mit ihm wegschleppen konnte. Aber trotz ihrer Sehnsucht war ihr das willkommen. Seit sie wußte, daß sie ihn lieb gewonnen hatte, verstärkte sich ihre schamhafte Scheu, ihm ihre Liebe zu zeigen. Sie war auch noch nicht in der Freiheit. Tante Le hatte zwar auf ihre Bitte hin ihren ersten wohlüberlegten und mit Hilfe des Briefstellers von 1264 sein stiller Brief an Großhufen abgeben lassen; aber noch war keine Antwort eingetroffen.

Auf diese Antwort wartete Antia nicht allein mit bang hoffendem Herzen. Es erging Preysing ganz ähnlich. Die Steigerung seines Gefühlslebens, das ungehemmte Erwachen des „ete de la Saint Martin“, erzeugte eine wahnwitzige Unruhe in ihm, die ihn zu rastloser Arbeit trieb, und änderte auch äußerlich sein Benehmen zu Antia. Er hielt sich zurück. An die Stelle seiner gutmütig täppischen Zärtlichkeit trat ein gefälliges Höflichkeit; er vermied es, mit ihr allein zu bleiben. Der große und starke Mann zitterte fast, wenn er die Stimme des Mädchens hörte. Er schalt sich sentimentaler — was ihm immer grenzlich gewesen war; aber sein Schelten änderte nichts.

So kam der Stechzeit heran, an den er nach Zempelberg zu dem Justizrat Stehler sollte. Der alte Scherbeling auf Pachelles wollte ihm gern sein Automobil verkaufen und hatte ihm seinen Benz und seinen Chauffeur auf acht Tage probeweise zur Verfügung gestellt. Preysing dachte gar nicht daran, dem Pachelles das Auto abzunehmen; als alter Klettersmann und passionierter Fahrer braudte er den modernen „Schladoros“ eine gewisse Beachtung entgegen. Aber das Ding war nun einmal da, und so beschloß er denn, es für die Fahrt nach Zempelberg zu benutzen.

Es ging auch ganz gut, ohne Pame und Aderungen, wenn auch mit viel Staub und heftigem Geräusch. Nebenfalls hat Preysing schneller nach Zempelberg als mit seinen Pferden. Es war erst halb sechs Uhr, als das Auto unter der Schraufener und Schöner von dem Vatel Adler hielt, und da Preysing keine Lust hatte, sich in die muffige Gaststube zu begeben, so machte er noch einen Ausflug die Stadt und besorgte dabei zugleich ein paar Aufträge, die ihm Tante Le

gegeben hatte (falls es ihm natürlich „grade so passe“). Er überzeugte sich, daß das Pflaster von Zempelberg an Nichtswichtigkeit zugenommen hatte, daß das Rathaus noch immer seinen schiefen Turm behielt, daß dem Konditor Strecker das Konjekt im Schaufenster Nechlichkeit mit petrefakten Seitenhelen zeigte, und daß die Germania auf dem Kriegereckmal mit der Zeit ein posternarziges Ungeheiß und eine schwarze Nase bekommen hatte. Hierauf kaufte er für Tante Le mehrere Wagen rote Strichbaumwolle, zwei Mausfallen, ein Schok Käseflammen, fünf Stangen bestes Korzettstiebel und vier Meter Bargant und ließ alles nach dem „Adler“ schicken. Nachdem er sodann noch bei dem Uhrmacher und Juwelier Herrn Dürztopf gewesen war, um Antia eine hübsche Kleinigkeit mitzubringen, aber durchaus nichts Passendes gefunden hatte, schien es ihm an der Zeit zu sein, den Justizrat aufzusuchen.

Stehler, der ein vermögendes Junggeheule war, wohnte in der Vorstadt (nach dem Stadtpart zu) in einer hübschen kleinen Villa. Aber er war nicht daheim. Sein Bureau vorstand entscheidendste ihn: die Sitzung im Reichstage hätte heute länger gedauert, als zu erwarten gewesen wäre; der Herr Justizrat hätte telegraphiert, daß er erst mit dem Halb-Neuhofstrasse eintreffen könnte, und der Herr Baron möchten doch freimüßlich so lange warten.

Preysing murmelte ein paar Worte, die der Bureauvorsteher nicht verstehen konnte, die aber nicht sonderlich lebenswichtig klangen, und wurde in das Wartezimmer geführt. Es war außer ihm kein Mensch da. Im Käfig am Fenster spielte ein Kanarienvogel; darunter auf dem Brett standen sechs kleine Kaktusen in gleichförmigen braunen Töpfchen und zwischen ihnen ein Glas mit einem Laubfrösch.

Preysing kannte dies Zimmerchen, das in seiner kleinstädtischen Sauberkeit einen behaglichen Eindruck machte als die nüchternen Varietäten der Berliner Rechtsanwält: kannte auch den Pflanzkasten am Fenster und die sechs Kaktusen, die niemals wuchsen und die stahlgrüne Gummibälle ansahen. Nur der Laubfrösch war ihm neu. Um sich die Zeit zu vertreiben, betrachtete er ihn sehr aufmerksam und wartete darauf, ob er nicht die Flügel freisetzen würde, die an der inneren Glaswand abnungslos umherpromenierten. Aber der Laubfrösch schien gefähigt zu sein oder an einer Verflümmung zu leiden, denn er rührte sich nicht vom Fleck und glöhte mit seinen unwahrscheinlichen Augen unentwegt das durchlöcherige Papier zu seinen Häupten an. Das wurde Preysing schließlich langweilig, und er begann nimmehr die Bilder an den Wänden zu besichtigen. Nachdem er gesehen hatte, daß sowohl Napoleon auf dem Souffert Gotthard, wie auch Friedrich Wilhelm IV. als Kreimaurer und die Johanna Sebus im Wellengebraute noch auf genau demselben Fleck hingen, wie schon seit langen Jahren, schaute er sich auf einen der kleinen Mahagonistühle, verdrängte die Arme und schlopfte. Aber er schlopfte nur innerlich. Ein Etel, dieser Stehler. Man läßt seine Affekten nicht warten. Man ist entweder Rechtsanwält oder man ist M. D. N. Wenn man nun mal etwas Wichtiges hat und eine sehr bringende Sache — da kann man diesem Justizrat nach Berlin nachfahren. Was ist denn heute im Reichstage los? Wichtig — Schluß der Sitzungen, die sich diesmal bis in die Sundstage hineingezogen hatten. Eine bewegte Sommerfestion — und der Justizrat hat immer ein großes Maul gebast. Immer abwechselnd auf die Agrarier geschimpft und auf die Junker und auf die Regierung. Sollte sich lieber um seinen Beruf kümmern. . .

Anant — da ging die Tür. Eine Dame trat ein, schling ihren Schleier zurück und nickte Preysing freundlich zu. Der



erhob sich langsam, wußte nicht recht, was er sagen sollte, und verbeugte sich dann verlegen.

„In Abend, Will.“
„In Abend — guten Abend Otheline.“
„Nun nahm er die Hand, die sie ihm bot, und führte sie an seine Lippen. Und dann fragte er nach: „Wißt du auch zu Esthler?“

„Ja, natürlich.“
„In — er zeigte mit dem Finger auf sie und hierauf auf sich selbst — „in unfrer Angelegenheit?“
„In meiner — die ja auch die deine ist.“
„Aber erlaube gütigst: ich habe noch für heute bei Esthler angelegt.“

„Ich habe daselbe getan.“
Presting schüttelte den Kopf, ging zu dem Laubfrosch, tippte auf das durchlöcherige Papier des Glases, wandte sich dann zurück und bot Otheline einen Stuhl an.

„Bitte, Platz zu nehmen.“ sagte er. Er selbst setzte sich ihr gegenüber an die andre Wand und zog die Uhr. „Esthler läßt uns warten. Es ist dreierlei sieben. Der Zug muß längst da sein. Das ist ein hervorragender Justizrat. So einen Justizrat sah die Welt noch nicht. Bummelt in Berlin herum und läßt die extra bestellten Klienten einfach im Stich. Ich werde mit einem andern Anwalt nehmen.“

„Vielleicht brauchen wir gar keinen.“ bemerkte Otheline.
„Wie meinst du das?“

„Ich meine, wir können uns auch ohne ihn emigen.“ Presting zögerte ein wenig, machte dann eine Handbewegung zu Otheline herüber und sagte: „Bitte um deine Vorschläge.“

„Gern. Daß ich im Recht bin, weißt du —“
„Pardon,“ fiel er ein, „moralisch nicht.“
„Was hat die Moral hiermit zu tun?“

„Biel. Die drei Morgen Wieße sind in den Regellen über die Grenzregulierung einfach vergessen worden.“
„So behauptest du. Ich bin anderer Ansicht. Der alte Feldmann vermag derlei nicht so leicht.“

„Ach — ich bitte dich: dieser schlaue Ha — dieser schlaue Herr! Es gibt auch ein abschließliches Vergessen.“

„Sollten wir uns an die Tatsachen. Die Lage der Grenze ist aus den Karten wie aus den Regellen klar ersichtlich. Und danach gehört das strittige Land zu Ober-Gittersdorf.“

Presting wurde ungeduldig. „Ich biete dir fünfsechshundert Mark dafür. Fünfshundert Mark den Morgen. Das ist mehr als genug.“

„Es ist ein guter Preis. Aber ich möchte von meinem Lande nichts verkaufen.“
Presting schneelte von seinem Stuhl in die Höhe.

„Na, was reden wir denn da noch lange!“ rief er ärgerlich. „Du sprachst doch selber von Einigung!“
„Und du schreibst das an Esthler.“

„Nichtig. Aber wenn du so dickköpfig bist — einischuldige!“
„Bitte sehr,“ sagte sie lächelnd. „Man müßte einmal unterzuden, wer von uns beiden der größere Dickkopf ist.“

„Nun schob sich der Bureauvorsteher mit der Schulter durch die Tür. „Verzehung, Herr Baron,“ sagte er, „der alte Bungere hat eine Frage.“

Sünder ihm wurde der alte Bungere schon sichtbar: der langjährige Diener des Justizrats, ein kleines Männchen mit unendlich freundlichem Gesichtsausdruck und behärdigem mittem Häßchen.

„Schönen guten Abend, gnädige Frau Baronin,“ sagte er und verbeugte sich vor Otheline, „schönen guten Abend, gnädiger Herr Baron,“ und er verneigte sich vor Presting.
„Ja, gnädiger Herr Baron, wie ist es denn nun? Der Herr Justizrat sind mit dem Halbheubehutzge auch nicht gekommen — und die Seegeldern sagt, das ganze Essen würde kalt.“

„Da werden wir einfach anfangen, Bungere,“ antwortete Presting. „Ich habe Bungere, und ich bin zum Souper eingeladen. Was gibt es denn?“

„Seuggene a la maigre, Herr Baron —“
„Nana! Wann's man nicht bloß Schellfisch is!“
„Aber Herr Baron . . . und geträufelten Stalbräuen —“
„Nodt denn die Seegeldern noch immer so gut?“
„Nun trat in das Gesicht Bungere's doch ein gewisser Ernst.“

„Herr Baron, der Herr Justizrat meint, besser als wie bei Müller in Berlin —“

„Also los!“ rief Presting. „Um mein Souper will ich nicht kommen. Vielleicht ist du ein bißchen mit Otheline?“

„Das würde dem Herrn Justizrat sicher eine große Freude sein,“ bemerkte Bungere, verbeugte sich wieder und zeigte sein mildestes Lächeln.

„Herzlichen Dank,“ entgegnete Otheline. „Ich werde mich mit dem Justizhauem begnügen . . .“
(Fortsetzung folgt.)

Nachtglück.

Ins Festgeräusch und Menschenwogen
Entflohen beide wir zum Strand.
Am Ufer grelle Lichterbogen,
Im Strom ein dunkles Inselband.

Und dunkel war mir Dein Vergangne
Doch strahlte hell dein Augenpaar,
Und ob Begangnes, Unbegangnes:
Ich fühlte, daß ich glücklich war.

Der Fährmann, ohne nur zu frage,
Hielt auf die stille Insel zu.
Wir hatten vieles uns zu sagen
Und waren bald auf Du und Du.

Es scholl der leere, laute Trudel
Vernehmbar kaum an unsern Strand.
In unsern Herzen Jugendjubel,
So fliegen feig wir ans Land.

Adolf Kassau.

Der gespenstische Liebhaber.

Novelle von
Paul Ernst.

In den letzten Zeiten des Reiches von Whanz hatte eine vornehme Familie einen großen Palast in einer Hauptstraße, welcher noch außen fast fensterlos war, aus dicken und schweren Steinen erbaut, welche aus der Zeit, da die Franken die Herren des Landes gewesen waren und die Schlösser und Burgen gebaut hatten, stammte, indem sie ihre Landesfälle mit den Gewohnheiten der beherrschten Bevölkerung verbanden. In diesem Palast lebte bei ihren Eltern eine einzige Tochter namens Theodosia, die sich nun schon in dem Alter der Mannbarkeit befand.

Theodosia hatte nie das hochgemauerte Haus ihrer Eltern verlassen, sie hatte nie Wiesen, Wälder und Felder, Landstraße und Gebirge gesehen, Meer und Inseln; nichts kannte sie von der Außenwelt als eine Straße der Straße vor dem Hause von etwa hundert Schritten: die gegenüberliegenden Häuser, Vorübergehende, Reiter und Wagen, alles von oben gesehen durch eine kleine Luke, welche dicht unter dem Dach war. Sehr selten nur gelang es, daß einmal ein Mensch sein Gesicht hochrichtete, so daß sie einen Bart erblickte, einen Mund und eine Kapselspitze, sonst schaute sie nur auf Hüte, Turbane, Mägen, Helme und allerdaher sonstige Kopfsbedeckung im Gedränge und Gewimmel der engen Straße. Über Hundenslang lag sie auf dem Speider unter den heißen Niegeln und blickte durch die Luke auf die Straße nieder, ob sie ein Gesicht erblicken konnte.

Die Fenster des Hauses gingen auf den Hof. In dessen Mitte stieg und fiel ein Springbrunnen plätschernd in einen runden Becken. Ringsum führten Laubengänge mit geschwungenen Bögen, schwerverzierten Steinbögen. In den Zimmern war es dümmig und kühl, und Teppiche lagen in ihnen und Kissen.

Ein junger Deutscher aus vornehmer Familie, ein Junker Etkofar von Hag, studierte in Paris Zoologie. Er wollte das heilige Land besuchen, wie er meinte aus Frömmigkeit, um die Erdarten zu sehen, welche des Herrn Fuß betreten hat; aber wie wissen ja, wie uns andere Triebe besitzen, und vielleicht drängte ihn ein Dunst des Blutes, eine Unruhe und Sehnsucht oder etwas Fremdes, das in ihm lag. Er kam bis Whanz, über weil gerade heftige Kämpfe mit den Türken waren, so konnte er nicht weiter reiten und mußte in der fremden Stadt verharren.

Theodosie blickte aus ihrer Luke auf die Straße unter sich mit dem Gelwir und Gelwimmeln der Menschen. Sie lag auf den Knien. Ihr Köpfchen war über die Mauer gebeugt, schwarze Locken fielen ihr zu beiden Seiten an den hellen Wangen nieder. Da sah sie unten, vor dem Haus gegenüber, an die Mauer gelehnt, den Hut in der Hand und das barlosse Gesicht mit den strahlenden blauen Augen auf sie gerichtet, den deutschen Theologen stehen. Sie stieß einen Schrei aus und fuhr zurück, sie hielt sich das klopfende Herz mit den Händen und verkehrte eine Weile in dem Gelwimmeln des heißen, Raubigen Speiders; dann blickte sie vorläufig wieder nach unten, sie sah den Jüngling noch in derselben Stellung stehen.

Nun erhob sie sich auf wankenden Beinen und stieg mit zitternden Knien die Treppe hinauf zu ihrem kühlen Zimmer, dessen Tür auf die umgehende Luke führte. Sie konnte sich auf ein Kissen nieder und sah lange erschrocken und unbeweglich. Vom Hof her rauschte, klang und plätscherte süßern der Springbrunnen.

Der Tag verging, wie die Tage eben vergehen, und es kam die Nacht. Sie saß allein in ihrem großen Zimmer. Durch geschlossene Fenster und Türen klang das unerträgliche Geräusch des springenden, tropfenden und stehenden Wassers. Es war alles tief dunkel und sie, und der Raum war nicht zu erkennen, es er nicht unendlich war. Da hörte sie eine männliche Stimme neben sich, die sagte: „Ich bin der Deutsche Ottomar von Hagen, ich habe dich heute gesehen, als du auf die Straße niederstiegest, und nun bin ich zu dir gekommen. Weiß ich dich liebe.“ Sie antwortete nicht, nur ein erschütter Laut kam aus ihrer Brust, der vielleicht ein Schrei geworden wäre.

Er küßte sie mit festen Lippen. Sie wußte nicht, wie sie hätte widerstehen sollen, sie dachte auch nicht an Widerstand; sie senkte nur. Lange war es so, daß sie wie leblos in seiner männlichen starken Armen lag, dann erwiderte sie Kuß um Kuß und schlang ihre Arme um seinen Hals.

Die Nacht war dunkel, und sie wußte nicht, ob sie lange verging oder schnell. Aber da war morgenliches Jwielicht im Zimmer, und in das Rauschen des Springbrunnens fiel von draußen ein Droffelschlag. In ihren Armen ruhte mit geschlossenen Augen ein Mann. Da wurde ihr klar, daß sie nicht geträumt hatte, und sie tat einen lauten Schrei. Da schlug der Mann die Augen auf, einen Augenblick schloß sie die Augen auf ihrem Gesicht ruhen mit einem Ausdruck von unendlicher Jäcklichkeit und Sehnsucht. Keinen Laut gab der Mann von sich, dann war es, als ob seine Sehnsucht sich in ihren Armen verflüchtigte, sie schloß nicht mehr seine Schulter, sie sah noch lustig Gesicht und jäckliches Auge, dann war sie ganz allein. Sie sprang auf und lief zur Tür, rüttelte. Die Tür war verschlossen und verriegelt, sie selber hatte am Abend den Schlüssel umgedreht und den Kiesel vorgeschoben. Ein Grausen sagte sie plötzlich, sie fiel endlich zu ihrem Bett und zog sich die Decke über das Gesicht.

Sie war den Tag über wenig mit ihren Angehörigen zusammen und sah viel auf dem Teppich in ihrem Zimmer, indem sie an die Wand starrte und dem Brummen zuhörte. Es war ihr nicht klar, was mit ihr geschah, sie fürchtete sich vor der Nacht und wünschte sie doch herbei, sie dachte, daß sie geträumt haben müsse und konnte sich dann doch wieder nicht denken, daß alles nur ein Traum gewesen war.

So ging der Tag dahin, als es die Zeit war, und vor Angst drückte sie sich in das Kissen ihres kostbaren Kissenstuhles. Lange sah sie so, sie hörte die Glodenklänge vom Turm, welche die Stunden und halben Stunden angaben. Die Glodenklänge folgten sich sonderlich schnell. Plötzlich fühlte sie, wie der Geliebte sie auf die Lippen küßte.

Nacht für Nacht hatte sie so den Besuch des Geliebten, von dem sie nicht wußte, ob er nicht ein Gespenst war. Sie wurde blaß, müde und schwach, ihre Augen lagen tief, mit einem eigenen glücklichen Glanz. Die Mutter sah sie forschend und prüfend an, tat allerhand Fragen; der Vater nahm sie auf den Schoß und küßte sie auf die Stirn und fragte, ob sie sich krank fühlte; sie schüttelte den Kopf.

In einer Nacht hielt sie den Geliebten umarmt. Sie erzählten einander stüßend, er sprach von der Burg seines Vaters, von seinen Eltern und Geschwistern; da wurde an der Tür gerüttelt, Lichterscheln fiel durch das Fenster von der Hauslaube her; sie fühlte, wie der Geliebte entschwand. Gehorsam stand sie auf und öffnete. Da fanden ihre Eltern

im Laubengang vor der Tür, der Vater hatte ein Licht in der Hand. Sie traten rasch ein, der Vater müsterte das kahle Zimmer. „Mit wem hast du gesprochen?“ fragte er.

Theodosia erstarrte tief, ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie fiel dem Vater zu Füßen. Der Vater sah sie fest am Arm. Da erhob sie sich und erzählte; sie erzählte alles, daß sie Ottomar von Hagen liebte, daß er sie nächstlich besuchte, und daß sie nicht wußte, wie er kam und ging, daß er eben verschwunden war, sie wußte nicht wie.

Der Vater klopfte mit dem Dolchgriff die heizernen Wände ab, er verdachte die Fäden des Fußbodens; die Mutter setzte sich neben das weinende Mädchen, nahm ihre Hände und sprach lechentlich, ermahnd auf sie ein.

Am Morgen ging der Vater fort zum Kaiserlichen Hof und besprach mit dem Beamten der öffentlichen Sicherheit, was mit dem Deutschen zu tun sei. Der Beamte ließ einzeln Untergebenen kommen und besah ihm, aber Ottomar von Hagen nachzuführen. Der Mann kam zurück und berichtete, daß sein Ansehen bekannt sei, daß er still lebe und bis nun nichts gegen ihn vorgelegen habe; der oberste Beamte gab Anweisung, ihn gefangen zu nehmen und in das Gefängnis zu legen. Noch am Vormittag bekam Theodosia Vater die Nachricht, daß der Deutsche in festen Gewahrsam gebracht sei. Er besuchte sogleich den Gefangenen, um ihn zu sehen, wie der Art Mann es sei, und wie Fertigkeiten und Berbalnisse, ob er ihn vielleicht als Schwiegerohn annehmen könne.

Ottomar lag in einem der tiefsten Kerler, der sein Licht von außen erhielt, weil er in die Erde hineingebaut war; eine schwere, eigene Tür mit großen eisernen Beschlägen versperrte den Eingang; und er war noch mit zwei Ketten, eine an jedem Bein, an die Wand angeketet. Der Gefängniswärter sagte zu Theodosias Vater, er habe gleich gesehen, daß der Verbrecher ein gefährlicher Mann sei, deshalb habe er die größte Vorsicht angewandt.

Theodosias Vater nannte bestimmt dem Gefangenen seinen Namen, sagte ihm, daß er ihn habe aufheben lassen wegen dessen, das er seiner Tochter angetan, und fragte ihn nach Eltern, Heimat und Stand. Ottomar erwiderte: „Ich weiß, weshalb ihr mich fragt, und ich kann auch sagen, daß ich berechtigt wäre, um die Hand eurer Tochter zu bitten. Aber ich habe schon die Weiße empfangen, ich bin verheiratet.“ Der Vater sah Ottomar krautig an, schüttelte den Kopf und ging.

In der Nacht lag Theodosia wieder allein in ihrem Zimmer; sie weinte, und ihre Tränen nährten ihr Kopfkissen; denn sie dachte an den Geliebten, der im Gefängnis angeketet lag. Plötzlich brach sie sich ein männlicher Mund auf ihren Mund zum Kuß. Sie schrie auf. „Still,“ sagte der Geliebte, „ich bin es, ich bin wieder zu dir gekommen.“ „Bist du es?“ rief Theodosia lauschend auf und schlang die Arme um ihn. „Ja, ich erkenne dich jetzt, du hast dich befreit, du bist wieder bei mir.“ „Ich darf dich besuchen,“ sagte Ottomar.

„Mein Vater wollte erreichen, daß du im Kerler gelassen würdest, sprach Theodosia. „Ich weiß es,“ erwiderte laute Ottomar. „Dann werde ich nicht mehr kommen können.“ „Wie, du bist doch entflohen, du bist doch bei mir?“ flüsterete erregt Theodosia. Ottomar beantwortete ihre Frage nicht. Er sagte: „Solange ich am Leben bin, werde ich allmählich bei dir sein. Nachher ist es mir verboten.“

Die Futuristen gegen den weiblichen Luxus.

Das neueste Manifest in der Folge der Mailänder Flugblätter des Futuristen F. T. Marinetti ist ein flammender Aufruf „gegen den weiblichen Luxus“ und beginnt mit der Feststellung, daß „der wachsende Anflug des weiblichen Luxus in Verbindung mit der katastrophalen Mitarbeit männlicher Dummheit“ die Gefahr einer alten Krankheit angenommen hat.

Die Vergatterung der Toilette bedeutet nach Marinetti die maskierte Prostitution und muß den Sinn des Mannes verderben und seine echte Liebe zerstören. Denn sie zerstört die Anziehung der Haut und des Fleisches, sie zerstört, heißt es in dem Manifest weiter, den Reiz einer Frau. Schmutz und